

Verlag Bibliothek der Provinz

Edi Goller
Die Winternacht
Erzählungen

Edi Goller
DIE WINTERNACHT
Erzählungen

lektoriert von Axel Ruoff
herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-966-2

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung: David High, NY

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

Für Marlene

INHALTSVERZEICHNIS

Die Winternacht	7
Pokerface	35
Das Windrad	54
Dimitris Tarnkappe	83
Die Boje	126
Leodegars Silvester	150

DIE BOJE

Sie war rot und sie wusste es. Frag nicht, wie und warum – es war einfach so. Fest verankert lag sie an einer Kette zwischen zwei Biegungen der Donau im Wasser. Genau gegenüber der Stadt Dürnstein, mit Blick auf den reich verzierten, blauen Turm der Kirche, das große Schloss mit seiner weitläufigen Terrasse und den ganzen Rest der alten Stadt. Keine schlechte Aussicht also. Sie konnte zufrieden sein.

Oft fragte sie sich, wohin all die anderen Bojen gekommen waren, mit denen sie für eine kurze Zeitspanne zusammengelebt hatte. Dicht an dicht waren sie auf einem Schotterbett nahe am Wasser gelegen – alle gleich rot, alle gleich dick um die Mitte. Eine richtige Familie. Dann wurden eines Tages einige von ihnen abgeholt, immer ein paar auf einmal. Immer weniger wurden sie, und schließlich wurde auch sie selbst in ein Boot verladen. Aufregende Dinge passierten mit ihr. Sie wurde geöffnet und ein Kasten wurde in ihrem Bauch versenkt. Sie wusste nicht wozu, war aber neugierig und fühlte sich mit einem Mal ebenso wichtig wie gewichtig. Alles, was danach geschah, war noch viel aufregender. Die Stimmen der Männer an Bord, das Schaukeln des Bootes, das laute Geräusch des Motors, das sie vibrieren ließ. Geschäftigkeit und Spannung

lagen in der Luft. Sie nahm die Bewegungen des Bootes wahr und dann fühlte sie sich emporgehoben und sah zum ersten Mal den blauen Turm von Dürnstein, bevor sie ins Wasser tauchte. Hände machten sich an ihr zu schaffen und als sie sie losließen, spürte sie, wie etwas an ihr zog und riss und sie doch hielt – und zwar ausgerechnet an jener Stelle an ihrem unteren Ende, an dem sie kitzlig war. Sie kicherte und wand sich hin und her, spürte so viel Kraft und wusste doch nicht, ob es ihre eigene war oder ob sie von außen kam. Sie war so beschäftigt damit, diese Frage zu klären, dass sie beinahe verpasste, wie sie erneut geöffnet wurde. Sie bemerkte ein Kribbeln, das durch ihren Körper lief, und der Mann, der seine Hand in ihren Leib gesteckt hatte, rief: „Alles gut. Sie leuchtet!“

Sie leuchtete!

Licht. Licht an ihrem oberen Ende, das aus dem Wasser ragte. Sie vergaß auf die eisernen Finger, die von unten an ihr zogen, sodass es so sehr kitzelte, dass sie es kaum aushalten konnte. Vergaß auf ihren bisherigen Stolz, rot zu sein und so wunderbar dick an der richtigen Stelle. Sie konnte leuchten! Sie wurde ganz ruhig, trotz all der Aufregung. So ergriffen war sie von der Macht, die in ihr steckte. Und dieser Mann hatte sie ihr verliehen. Von da an mochte sie ihn und vertraute ihm.

Schließlich zog er seine Hand wieder zurück und schloss die Öffnung in ihrem Leib.

„Los“, rief er, „fahren wir weiter hinauf. Ist noch Bier da?“

Dann drehte das Boot ab und die Wellen seines Kielwassers schüttelten sie. Es fiel ihr ein, dass sie sich nicht einmal von ihren beiden Kollegen verabschiedet hatte, die noch immer im Boot lagen. Ob auch sie die Macht besaßen, zu leuchten?

Sie sah dem Boot nach, bis es um die Biegung des Flusses verschwand und es still wurde.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich an das Kitzeln von unten und das Schaukeln im Wasser gewöhnt hatte. Sie lag alleine im Fluss. Es war friedlich hier. Nicht weit von ihr am Ufer erstreckte sich eine lange Schotterbank mit einzelnen Grasbüscheln, dahinter Buschwerk und Bäume. Durch eine Lücke konnte sie eine kleine Kirche sehen und ein paar Dächer, und ein Stück dahinter erhob sich ein grüner Hügel. Das andere Ufer, das weiter von ihr entfernt lag, bot einen viel spektakuläreren Anblick. Die alte Stadt in ihrer ganzen Pracht, hingeschmiegt an die schroffen Felsen, die sich dahinter erhoben, gekrönt von der Burgruine.

Den ganzen Tag lang betrachtete sie ihre Umgebung und bestaunte die Schiffe, die sich zwischen ihr und der Stadt den Strom hinaufschoben und auch hinunter. Wann immer sich eines näherte, freute sie sich auf das Schaukeln in den Wellen, das sie verursachten. Noch war alles neu für sie. Alles war aufregend und ungewohnt. Schlanke, weiße Vögel flogen über sie hinweg und kreischten. Sie hielt es für einen Gruß.

„Hey, danke für euer Willkommen!“

Als die Dämmerung fortschritt und die Konturen verwischte, verspürte sie ein Kribbeln in ihrem Bauch. Sie spürte die Macht, die ihr fast den Atem raubte. Sie brauchte gar nichts zu tun und hatte dennoch diese Macht. An ihrem oberen Ende erschien ein Licht, das das Wasser rings um sie aufleuchten ließ.

„Ich leuchte!“, rief sie und war selbst so begeistert, dass sie am liebsten Purzelbäume geschlagen hätte, was ihr aber leider nicht möglich war.

„Das ist mein Licht! Mein Licht!“

Es war eine aufregende Nacht. Sie konnte nicht müde werden, zuzusehen, wie das Licht, das von ihr kam, auf den Wellenkämmen rund um sie tanzte und war unglaublich stolz darauf, die Urheberin dieser Pracht zu sein.

Zwei endlos lange Schiffe, die tief im Wasser lagen, schoben sich in dieser Nacht langsam und stampfend den Fluss hinauf. Sie hielten Abstand zu ihr. Sie fuhren genau in der Mitte zwischen ihr und der Stadt am Ufer.

Das ist es, dachte sie, darum leuchte ich. Damit sie im tiefen Wasser bleiben und der Schotterbank nicht zu nahe kommen. Das ist meine Bestimmung – ich Sorge dafür, dass sie ihren sicheren Weg finden können in der Dunkelheit.

Der Gedanke gab ihr ein gutes, zufriedenes Gefühl und eine gewisse Sicherheit, ihren Platz in der Welt gefunden zu haben.

Mit der Zeit lernte sie viele verschiedene Schiffe kennen. Als der Frühling Einzug hielt ins Land und die Bäume am Ufer zu blühen begannen und schließlich ausladenden Blumensträußen glichen, kamen immer mehr an ihr vorbei.

Da gab es Ausflugsschiffe – bunt und laut waren sie. Sie hörte Musik, während sie an ihr vorbei glitten und immer wieder hörte sie eine laute, hohle Stimme, die alle anderen übertönte, „Dürnstein“ rufen. Dann wandten die Menschen ihre Gesichter von ihr ab und dem anderen Ufer zu.

Sie sah auch große Schiffe, die tiefer im Wasser lagen, mit breiten Glasfronten an den Seiten und kleinen Balkonen davor. Hin und wieder waren die Vorhänge nicht vorgezogen, und sie konnte einen Blick erhaschen auf

Betten und Fauteuils dahinter. Die Menschen standen meist auf dem Dach des Schiffes und auch sie wandten die Köpfe dem anderen Ufer zu. Alle hielten sie etwas in die Luft, etwas Kleines – manche mit einer Hand, manche mit beiden. Es schien wichtig für sie zu sein. Wichtiger vielleicht als der Anblick der Stadt selbst. Oft hielten die Schiffe an der Anlegestelle der Stadt, ergossen ihre Menschenlast über einen schmalen Steg an Land und fuhren dann weiter, um nach Stunden wiederzukehren, um wieder einzuladen, was ihnen in der Zwischenzeit wohl gefehlt haben musste.

Wann immer das geschah, belebte sich die Terrasse des alten Schlosses bald darauf. Sie konnte sehen, dass schwarzweiß gekleidete Menschen auf und ab liefen, während die bunten Menschen saßen. Die schenkten ihr dann auch immer wieder ihre Blicke, deuteten sogar hin und wieder in ihre Richtung. Das waren kleine Momente des Stolzes für sie.

Und nachts leuchtete sie für die Schlepper, die sie besonders mochte, weil sie ihrem Dasein Sinn gaben. Das Brummen ihrer Maschinen konnte sie in ihrem Bauch spüren, lange bevor sie nahe waren und das Schaukeln, das ihr Kielwasser verursachte, ließ sie tanzen auf den Wellenkämmen, auf denen ihr Licht aufblitzte wie abertausend Sterne.

Lange Zeit nahm sie ihre Umgebung in sich auf und es wurde ihr nicht langweilig, doch irgendwann wurde sie Teil dieser Umgebung.

Einsamkeit schlich in ihr Herz, und sie dachte wehmütig an das Gefühl von Familie, als sie mit den anderen noch auf dem Schotterbett gelegen hatte. Sie fragte sich, wo sie wohl waren. Die anderen.

Manchmal schaute sie den Fluss hinauf und hinunter

und konnte doch nie eine von ihnen entdecken. Zu gerne hätte sie einen Blick hinter die Flussbiegungen geworfen – stromaufwärts und auch abwärts – um zu sehen, ob sie vielleicht dort wohnten, nahe und doch außer Sicht. Um zu wissen, ob sie ebenso einsam waren wie sie selbst.

In den langen Nächten fragte sie sich, ob sie die einzige Boje war, die fest verankert im Fluss lag. Ob andere Bojen vielleicht auf Reisen gehen konnten wie die Schiffe. Ob sie Städte sehen konnten, Ebenen und Berge – immer wieder Neues. Viel hätte sie darum gegeben, die Schiffe danach fragen zu können, die an ihr vorbeifuhren. Darum ließ der Anblick jedes einzelnen ihr Herz höher schlagen. Je wärmer es wurde, umso mehr kamen an ihr vorüber.

Während all die großen Schiffe auf dem Fluss stets auf derselben Seite an ihr vorbeifuhren, da wo der Strom tief war, näherten sich auf den anderen Seite, zur Schotterbank hin, nur hin und wieder lange, schmale Boote mit ein oder zwei Menschen darin, die ihr Boot mit der Kraft ihrer Arme fortbewegten. Sie kamen manchmal direkt an ihr vorbei, sodass sie sie aus der Nähe sehen konnte.

Eines Tages kam ein kleines, rotes Boot näher als alle anderen. Es fuhr ganz dicht heran und der Mann darin griff nach ihr und hielt sich fest. Sie spürte den Leib des Bootes und war überrascht, wie weich er war. Nach der ersten Schrecksekunde genoss sie das Gefühl, nicht mehr alleine zu sein und schmiegte sich an das Boot, das ebenso rot war wie sie selbst. Schöne Dinge sind rot, dachte sie, gute Dinge leuchten.

„Wenn du länger bleibst, kann ich dir mein Licht zeigen. Sei mein Freund und mein Gast.“

Doch das Boot blieb nur, bis ein anderes, ein gelbes Boot den Fluss heraufkam und es erreichte. Der Mann im roten Boot winkte es heran.

„Komm her, wir können hier rasten. Das tut gut.“

„Nein, noch nicht“, rief der andere zurück, „hinter der Flussbiegung ist es stiller. Da kenne ich eine gute Stelle.“

Das gelbe Boot fuhr einfach weiter, und so verließ sie auch das rote weiche Kissen. Es tat ihr leid, denn sie hätte sich auch gerne an den gelben Leib geschmiegt und mit ihm Freundschaft geschlossen. Die kurze Frist von Gemeinsamkeit hatte ihr gefallen. Sie sah ihnen nach, bis sie um die Biegung verschwunden waren.

Am selben Abend landete eine Möwe auf ihrer Spitze.

„Hey, mein Freund“, sagte die Boje.

Die Möwe antwortete nicht. Sie trug etwas in ihrem Schnabel, das legte sie auf den Bauch der Boje und begann, darauf herumzuhacken.

„Lass das“, sagte die Boje sanft. „Das könnte meinen Lack beschädigen.“

Doch die Möwe hörte nicht und jedes Mal, wenn ihr spitzer Schnabel ihren Leib traf, verspürte sie einen Stich. Gerade da näherte sich ein Motorboot und fuhr in unmittelbarer Nähe vorbei. Die Wellen versetzten sie in helle Aufregung, sie schwankte heftig hin und her und spürte wieder einmal, wie fest sie von unten gehalten wurde. Die Möwe flog auf, kreiste ein paar Mal über ihr und ließ sich schließlich wieder auf ihr nieder, als sie sich beruhigt hatte.

„Bleib noch ein wenig“, sagte die Boje versöhnlich. „Du siehst so viel mehr als ich und kannst alles von oben betrachten. Sag mir, ob hinter der Flussbiegung noch andere Bojen sind. Bitte.“

„Was kriege ich dafür?“, fragte die Möwe keck. Die Boje überlegte. „Was willst du denn haben?“ „Einen Fisch.“

„Wie soll ich den denn fangen?“

„Na, dann eben nicht.“

Die Möwe flog auf und hinterließ ihr einen großen, weißen Patzen, der über ihren dicken, roten Leib herunterlief. So unhöflich war sie.

Als der Sommer kam, wurde es lebhaft auf der Schotterbank. Während sonst nur Menschen mit ihren Hunden den Weg entlanggingen, kamen sie nun an sonnigen Tagen und brachten ihre Kinder mit. Sie legten bunte Decken auf den Schotter, stellten Schirme und Zelte auf und badeten im seichten Wasser. Das war eine lustige Zeit, und es wurde ihr nie langweilig, sie zu beobachten.

An jenen Tagen, an denen sie die Glocken der Kirchen hören konnte, kamen besonders viele von ihnen. Das war ein buntes Treiben und sie fühlte sich weniger einsam, denn oft sah sie, dass Kinder ihre Arme ausstreckten und auf sie wiesen. Sie genoss die Aufmerksamkeit.

Eines Tages stellten sich ein paar Burschen an den Rand des Wassers und begannen, Steine nach ihr zu werfen. Eine Zeit lang sah sie ihnen zu und dachte sich nichts dabei. Die Steine landeten im Wasser und das Wasser spritzte auf, mal mehr, mal weniger, je nachdem, wie groß der Stein gewesen war. Doch dann kamen größere Burschen dazu und sie gingen noch weiter ins Wasser – auf sie zu. Einer von ihnen warf besonders weit und der Stein, den er warf, traf sie mitten auf ihren dicken Bauch, auf den sie so stolz war. Sie erschrak mehr vom dumpfen Klang, der sie durch und durch erfüllte, als der Stein auftraf, als dass es weh tat.

„Hört auf damit!“, rief sie erschrocken. „Das dürft ihr nicht!“

Doch sie hörten nicht.

Und dann kam ein kleiner Bursche ans Ufer, der hatte ein Gerät, mit dem er Steine weit schleudern konnte. Die anderen hörten auf, zu werfen und sahen ihm zu. Jeder seiner Steine traf sie mit einer Wucht, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Sie konnte deutlich spüren, wie ihr Lack absplitterte – ihr schöner, roter Lack. Bei größeren Steinen fühlte sie eine Veränderung an ihrer Oberfläche. Sie schwankte hilflos im Wasser und wünschte verzweifelt, sie könnte die eiserne Hand abschütteln, die sie an ihrem Platz festhielt.

Die Burschen am Ufer lachten und johlten und dann kam noch ein Stein geflogen. Er traf ihre Spitze und ein Geräusch von Splintern erschütterte sie bis ins Mark.

Mein Licht, dachte sie, lieber Himmel, mein Licht!

Ein Mann machte dem grausamen Spiel am Ufer ein Ende. Er scheuchte die Burschen fort, und sie fragte sich, ob er wohl auch das Geräusch gehört hatte, das sie so entsetzt hatte. Er stand am Ufer und schaute zu ihr herüber. Sie war ihm unendlich dankbar. Schließlich ging er ins Wasser und schwamm auf sie zu. Er kam nicht ganz nahe, offenbar wollte er sie nur genauer ansehen. Dann drehte er um und schwamm zurück.

„Danke“, rief sie ihm zu. „Danke! Du hast einen Wunsch frei, wenn ich ihn erfüllen kann. Wenn du willst, leuchte ich einmal nur für dich.“

Doch in dieser Nacht blieb sie dunkel. Sie fühlte sich ihrer ganzen Macht beraubt. Er war doch ihre Bestimmung, zu leuchten. Es war doch ihre Aufgabe, die Schiffe zu warnen und ihnen den Weg zu zeigen. Was würde mit ihr geschehen, wenn ein Schiff auf sie auffuhr? War dann ihre Lebensspanne vorbei? Die Ein-

samkeit dieser Nacht mit all ihren Fragen war schier unerträglich. Doch nichts geschah.

Am nächsten Tag erhielt sie Besuch eines Bootes. Es sah fast genauso aus wie jenes, das sie vor vielen Tagen an ihren Platz gebracht hatte. Es saßen zwei Männer darin. Einer lenkte das Boot und machte es an ihr fest, der andere ließ seine Hände über ihre Spitze gleiten und untersuchte sie.

„Es ist doch immer wieder dasselbe Spiel“, schimpfte er. „Warum zielen sie nicht auf Bäume? Die hier hatten sicher eine Schleuder, sonst hätte der Stein nicht mit solcher Wucht getroffen. Das sieht übel aus.“

Der Mann tat unangenehme Dinge mit ihr, aber seine Stimme tat ihr wohl. Er schraubte und zog und sie sah Splitter davon schwimmen, die einmal ein Teil von ihr gewesen waren. Traurig sah sie ihnen nach. Der andere Mann im Boot begann ein Lied zu pfeifen.

„Du könntest auch gleich die Batterie wechseln, wenn wir schon mal hier sind“, meinte er dann.

„Hab keine dabei. Batterien wechsele ich erst in zwei Monaten. Im Herbst.“

Sie mochte seine Hände, stellte sie fest, und nicht nur seine Stimme. Sie hoffte, dass er derjenige war, der kommen würde, um ihre Batterie zu wechseln. Sie spürte, dass er Dinge tat, die sie wiederherstellten, und schließlich fühlte sie auch wieder das bekannte Kribbeln, das ihr die Macht verlieh, zu leuchten. So etwas wie Vertrauen zu dem Mann, so etwas wie Dankbarkeit durchfuhr sie. Er würde wiederkommen.

In dieser Nacht leuchtete sie heller als je zuvor. Sie war so stolz und froh. Sie hätte gern ihr Licht mit dem von anderen Bojen verglichen. So übermütig war sie.

Eines Abends, als die Schotterbank schon verlassen

lag und nur noch einige bunte Flecken auf den Steinen von dem lebhaften Treiben des Tages zeugten, kam ein junges Paar an den Strand. Die beiden setzten sich ans Wasser und saßen dort lange Zeit ganz still und ganz eng aneinander gelehnt. Als die Dämmerung fast schon der Dunkelheit wich, standen sie auf und zogen sich aus. Sie gingen ins Wasser und schwammen auf die Boje zu. Sie sah ihnen neugierig entgegen und hatte keine Angst – sie sahen nicht so aus, als würden sie mit Steinen werfen. Als sie sie erreichten, hielten sich beide an ihr fest und sie konnte ihre Leiber spüren. Weich waren sie, gar nicht gefährlich.

Die Frau kicherte. „Der dicke Bauch der Boje stört.“

Sie war immer so stolz auf ihre dicke Mitte gewesen – jetzt machten sie die Worte der Frau verlegen.

„Ach das geht schon, komm her“, sagte der Mann mit leiser Stimme.

Es dauerte eine Weile, bis die beiden wussten, wie sie sich richtig an ihr verankern konnten. Sie spürte, dass nur einer von ihnen mit dem Rücken an ihr lag, während der andere Halt an ihm suchte und fand. Leise Worte hörte sie, die sie nicht verstehen konnte, und Geräusche, die sie nicht kannte. Sie wurde auch ein wenig geschaukelt und das kam nicht von den Wellen. Es war anders. Es dauerte eine ganze Weile, und die Boje hielt den Atem an, weil sie ahnte, dass Geheimnisvolles geschah, Schönes, Wichtiges vielleicht. Ganz sicher aber etwas, das ihr unbekannt war.

Eine Zeit lang noch hingen die beiden an ihr und sie vernahm kleine zärtliche Geräusche, die so ähnlich klangen wie kleine Wellen, die bei Niedrigwasser verträumt an ihre Mitte schlugen.

Dann spürte sie das schon bekannte Kribbeln in ihrem Bauch und sie begann zu leuchten.

Die Frau lachte überrascht auf. „Oh, wie schön!“

Der Mann lachte auch, aber nur kurz. Dann meinte er: „Komm, schwimmen wir zurück. Es wird langsam kalt.“

„Das ist jetzt unsere Boje!“, sagte die Frau.

Da lachte er wieder. Sie schwammen langsam zum Ufer zurück, und die Boje sah ihnen nach, bis sie ihren Lichtkreis verließen. Sie fühlte sich wichtig und geschätzt. Sie hoffte, die beiden würden wiederkommen.

Der Sommer verging, und der Herbst färbte den wilden Wein, der sich die alten Mauern der Stadt hinaufwand, blutrot. Sie sah es voller Bewunderung. Es regnete oft und viel, und das Wasser stieg, doch sie stieg mit. Sie fühlte, dass mehr und mehr Kraft an ihr zog und das Kitzeln an ihrem unteren Ende, an das sie sich schon gewöhnt hatte, wurde so stark, dass sie sehr mit sich selbst beschäftigt war. Die großen Schiffe mit den vielen Menschen darauf kamen nicht mehr. Auch die kleinen, schmalen Boote, die manchmal bei ihr anhielten, und die Motorboote waren verschwunden. Nur Schlepper stampften den Fluss hinauf, und andere glitten sehr schnell an ihr vorbei flussabwärts. Dann kamen auch sie nicht mehr. Als die Blätter fielen, begann sie, sich nach dem Bojenwärter zu sehnen. Es konnte nicht mehr lange dauern. Es war schon später Herbst. Steil lag sie im Fluss, dessen Strömung stark war und mit jedem Regen stärker zu werden schien. Die Schotterbank verschwand und das Wasser des Stroms reichte nun bis zu den Bäumen am Ufer. Die Stadt am anderen Ufer jedoch stand unverrückbar und fest. Nur der Weg am Ufer war nicht mehr zu sehen.

Eines Tages kam ein dicker Ast den Fluss herunter. Sie sah ihm entgegen und freute sich auf Besuch. Er legte seine dünneren Zweige um sie.

„Willkommen“, sagte sie. „Du kannst ruhig ein wenig bleiben. Ich freue mich über Gesellschaft. Sag, du bist doch den Fluss heruntergekommen – kannst du mir nicht sagen, ob es weiter oben noch andere Bojen gibt?“

Doch der Ast antwortete nicht. Er schien schon recht alt zu sein, und sie bemerkte betrübt, dass sich immer wieder Teile seiner Rinde lösten und vom Wasser davongetragen wurden.

„Es tut mir leid“, sagte sie bei jedem größeren Stück, das ihn verließ. Sie sagte es aus Höflichkeit, aber wirklich leid tat ihr, dass kein Gespräch mit ihm möglich war. Es fielen ihr viele Fragen ein, die sie ihm hätte stellen können – zu welcher Art Baum er gehört hatte, zum Beispiel. Oder wie lange er schon unterwegs war. Was er gesehen hatte auf seiner Reise. Ob überall schon Herbst war. Ob er vielleicht den Bojenwärter gesehen hatte mit seinem Boot. Oh, so viele Fragen brannten ihr auf der Seele.

Am Abend des zweiten Tages hörte sie ein Reißen und Knacken und der Ast brach genau in der Mitte entzwei. Sie sah ihrem zweigeteilten Gast nach. Der eine Teil wurde in die Mitte des Stromes getrieben und streckte einen dünnen Zweig hoch empor. Es sah aus, als ob er winkte. Der andere trieb ins seichtere Wasser und gesellte sich kurz vor der nächsten Flussbiegung zu anderen Ästen und Baumstämmen, die sich am Ufer zwischen zwei alten Pappeln gefangen hatten, deren Stämme bereits im Wasser standen.

Sie bemerkte, dass das Kribbeln in ihr, das ihr jeden Abend ihre Macht, zu leuchten, ankündigte, schwächer wurde. Im selben Ausmaß wurde ihre Sehnsucht nach dem Bojenwärter stärker.

Hoffentlich kommt er nicht zu spät, dachte sie.

Sie musste noch viele Tage warten – bis der Regen aufhörte und das Wasser fiel.

Dann, eines Morgens, hörte sie das Boot und ihr Herz machte einen Sprung. Er war es. Derselbe Mann, der ihr vor dem Regen ihr Leuchten zurückgegeben hatte. Er näherte sich vorsichtig und machte sein Boot an ihr fest.

„Na, da haben wir dich“, sagte er gemütlich. „Ist auch schon höchste Zeit.“

Sie freute sich unbändig, seine Stimme zu hören und schlenkerte zur Begrüßung.

„Halt still“, meinte er, „dann geht es schneller.“

Sie überlegte, was sie tun konnte, damit sein Aufenthalt länger dauerte, doch er hielt sie fest mit einem Gurt und öffnete sie, holte etwas aus ihr heraus, sodass sie sich ganz leicht fühlte mit einem Mal, und versenkte dann etwas anderes in ihrem Bauch, das er aus dem Boot gehoben hatte. Es tat gut, seine Hände in ihrem Inneren zu spüren. Sie summte vor sich hin und stellte erstaunt fest, dass sie bisher noch nie gesummt hatte.

„Ist eine neue Batterie“, sagte er, „die hält länger.“

Schade, dachte sie. Aber die Fähigkeit, zu summen, gefiel ihr.

Als er sich daran machte, den Deckel zuzuschrauben, fiel ihr ein, dass sie ihn nach den anderen Bojen fragen wollte.

„Fährst du danach zu anderen Bojen weiter?“, fragte sie. Sie hoffte inständig, er könne sie verstehen und ihr Auskunft geben.

In diesem Moment passierte etwas Schlimmes mit dem Werkzeug, das er benutzte. Er schrie auf, hielt seine Hand dicht an den Körper und wandte sich von ihr ab.

„Verflixt noch eins“, schimpfte er, „das ist mir noch nie passiert. Das blutet ja wie verrückt. Jetzt muss ich

nach Hause fahren. So ein Mist!“

„Nein, fahr noch nicht“, rief sie erschrocken, „nicht jetzt, ich will dich noch etwas fragen.“

Doch für Fragen war keine Zeit mehr. Er zog etwas über seine Hand, schraubte ihren Deckel nur notdürftig fest und fuhr rasch fort.

Er tat ihr leid, aber noch mehr leid tat es ihr, dass sie noch immer nichts wusste über ihre Kameraden.

Er kam nicht wieder und in dieser Nacht fuhr ein Schlepper näher an ihr vorbei als üblich, obwohl sie leuchtete wie immer. Die Wellen ließen sie tanzen wie wild und sie spürte deutlich, dass sich der Deckel an ihrem Leib, der nicht vollständig verschraubt war, zu bewegen begann. Wasser drang ein und machte sie schwerer und schwerer. Das war kein schönes Treiben auf dem Wasser mehr. Schwerfällig kam sie sich vor. Übergewichtig, träge und müde.

Drei Tage musste sie das ertragen. Sie begann sich vor den Schiffen zu fürchten, denn jedes von ihnen verursachte Wellen, die sie noch schwerer machten. Sie geriet in Schräglage und konnte sich nicht mehr aufrichten. Das Einzige, was ihr hinweghalf über diese Zeit, war das Summen, das in der Dämmerung begann. Selbst in dieser schweren Zeit konnte sie noch leuchten – zu ihrer eigenen Musik.

Es war ein recht kalter Morgen, als der Bojenwärter wiederkam.

„Ach, du dickes Ei!“, rief er aus, als er sein Boot an ihr festmachte. „Wie siehst du denn aus! Armes Ding!“

„Das kannst du laut sagen!“, seufzte sie und es fiel ihr schwer, Haltung zu bewahren. „Bitte befreie mich von meiner Last. Ich bekomme schon langsam keine Luft mehr. Wie geht es dir übrigens?“

Seine Hand war verbunden, doch seine Finger sahen hervor und die wussten, was sie tun mussten, um ihr zu helfen in ihrer misslichen Lage. Der Mann öffnete sie und steckte etwas in ihren Leib. Dann ertönte ein Summen aus dem Boot, aber es war lauter als ihr eigenes. Sie hörte Wasser plätschern und fühlte sich leichter und leichter werden. Das war ein ganz herrliches Gefühl, und nach kurzer Zeit schwebte sie förmlich auf den Wellen. Sie fühlte sich federleicht und glücklich. Dankbar.

„Hast du heute etwas Zeit zum Erzählen?“, fragte sie hoffnungsfroh.

Heute war ihr Glückstag. Vielleicht würde sie auch etwas über andere Bojen erfahren.

„Heute hat mein Enkel Geburtstag“, sagte der Bojenwärter. „Ich muss mich beeilen, wieder nach Hause zu kommen. Ich will nichts verpassen.“

„Nein, nein – bitte bleib noch ein wenig“, bat sie. „Bitte. Sag mir nur, wo die anderen Bojen sind. Wie es ihnen geht. Ob wir alle die gleiche Aufgabe haben.“

„Eine Hüpfburg wird es geben“, fuhr der Mann unbeirrt fort. Er lachte leise. „Das wird ein Spaß. Und Torte natürlich – mit Kerzen drauf. Und Cola. Acht ist er heute.“

„Das ist schön“, sagte sie höflich, aber ihre Hoffnung sank. Enttäuschung schlich sich in ihr Herz.

„Aber vorher schraube ich dich diesmal ganz fest zu. Damit so etwas nicht wieder passieren kann.“

Sie hörte es knirschen an ihrem Leib.

„Dafür bin ich dir wirklich dankbar“, sagte sie und meinte es auch so.

Als er sein Boot von ihr löste, rief er noch: „Im Frühling sehen wir uns wieder. Mach´s gut bis dahin.“

Dann war er fort, und sie war traurig und blieb mit ihren unbeantworteten Fragen zurück.

Beobachten und summen und leuchten – das war das Leben, das sie hatte. Das war nicht schlecht, doch sie hatte Sehnsucht nach Ihresgleichen.

In diesem Winter traf die Kälte das Land und den Fluss härter als je zuvor. Die Boje war unempfindlich gegen Kälte, doch die eiserne Hand, die sie fest an ihrem Platz im Fluss hielt, schien es nicht zu sein. Sie hörte sie schaben und knirschen und jammern. Die Ufer versanken im Frost, oft hing Nebel ganz dicht über ihr und über dem Wasser. Die Tage waren nun kurz, und die Dauer, in der sie summen und leuchten konnte, wurde länger. Das war das Angenehme daran. Dafür gab es weniger Gesellschaft. Sie hatte schon lange kein Schiff mehr gesehen, und nur an Tagen, an denen die Sonne durch die Wolken drang, gingen wenige Menschen mit ihren Hunden den Weg entlang an jenem Ufer, das näher lag. Am anderen Ufer – in der Stadt – schien sich kaum mehr etwas zu bewegen. Die Schlossterrasse lag Tag und Nacht finster da und ohne Leben, und nur wenige Fenster waren erleuchtet in den anderen Häusern am Ufer entlang. Die Stadt lag wie erstarrt.

Eines Tages bemerkte sie weiße Platten, die auf dem Wasser schwammen. Eine davon berührte sie – sie war hart. Tags darauf kam eine ganze Gesellschaft daher, prallte gegen sie, und zwei der Stücke schoben sich an ihrer dicken Mitte empor und ragten wie ein Zelt über ihr auf.

„Ihr könnt hier nicht bleiben“, sagte die Boje. „Ihr verdeckt mein Licht! Schwimmt weiter.“ Die weißen Platten antworteten nicht und machten sich auch nicht davon wie die anderen. Sie blieben eine Nacht und ihr schönes Licht schien nur gedämpft, weil sie es bedeckten. Am nächsten Morgen rutschte eine von ihnen ab und

zog die andere mit. Da war die Boje froh. Sie hatte Gesellschaft recht gern, aber nur, wenn sie sie nicht in ihrer Aufgabe behinderte.

Bald danach bemerkte sie, dass wieder Leben einkehrte in das alte Schloss in der Stadt. Sie sah Licht in vielen Fenstern, und die verglaste Terrasse, die über dem Wasser thronte, war hell erleuchtet und belebt. Menschen liefen hin und her und stellten Bäume im Freien auf, die sie mit bunten Lichtern schmückten. Die Boje fand das unnötig. Sie versah hier im Wasser sehr gut ihren Dienst. Sie brauchte diese Art von Hilfe nicht. Sie war auch ein wenig eifersüchtig, denn ihr Licht hatte keine Farbe – es war weiß. Der Lichterschein der Bäume hingegen leuchtete in allen Farben.

Sie beobachtete, wie sich die Menschen im Dunklen um die Bäume scharten, und sie hörte Musik. Es wurde ihr ganz seltsam zumute, und sie sehnte sich mehr denn je nach der Gesellschaft von anderen Bojen.

Eines Morgens dann – es war kaum hell genug, um etwas zu erkennen, sah sie etwas Breites, Flaches um die Flussbiegung kommen. Sie konnte es kaum glauben, aber es war tatsächlich ein Schlepper. Sie hatte schon lange keinen mehr gesehen. Aber er trieb eigenartig den Strom herunter. Nicht wie üblich geradeaus mit der Strömung, sondern seitwärts. Als er sich träge näherte, sah sie, dass er fast die ganze Breite des Flusses einnahm. Sie erschrak.

In diesem Moment bemerkte sie, dass er eine ganze Herde der flachen, weißen Platten vor sich hertrieb und schon war sie umgeben von ihnen. Sie versperrten ihr die Sicht, schoben sich an ihr hinauf, rutschen wieder ab und sie konnte gar nichts dagegen tun. Und dann erfüllte sie

ganz plötzlich ein schreckliches Knirschen, das ihr durch Mark und Bein ging. Sie wurde unter Wasser gedrückt, kämpfte dagegen an mit aller Kraft und spürte, wie sie hin und her geschleudert wurde. Sie hörte einen Ton, den sie bis dahin noch nie gehört hatte – und plötzlich war sie frei. Die Hand, die sie stets mit eisernen Fingern an ihrem Platz festgehalten hatte, hielt sie nicht mehr fest. Sie tauchte auf und fand sich zwischen dem Schlepper und der Stadt. So nahe war sie dem anderen Ufer noch nie gewesen. Sie sah Menschen auf die Schlossterrasse laufen. Sie streckten die Arme aus und riefen und deuteten auf sie. Sie hatte keine Zeit, zu antworten – sie war viel zu beschäftigt mit sich selbst. Denn die neue Freiheit hatte nur kurz gedauert, und nun drückte sie die Strömung gegen den Schlepper, der jetzt quer über den Fluss stand, und sie hatte genug zu tun, nicht unter ihn zu geraten. Für einen Sekundenbruchteil sah sie etwas Rotes am anderen Ende des Schiffes aufblitzen und sie dachte, es könnte eine andere Boje sein. Doch sie sah sie nicht wieder, so sehr sie sich auch bemühte.

Neuerlich wurde sie befreit, als das große Schiff sich langsam in die Strömung stellte und sie hörte das tiefe Brummen seiner Motoren, als sie ansprangen. Die Kraft des Wassers trieb sie am Schiffskörper entlang, und dann lag der Strom frei vor ihr. Sie tanzte ihn hinab, unaufhaltsam der nächsten Biegung entgegen. Ein bis dahin ungeahntes Gefühl von Freiheit und Leichtigkeit durchströmte sie, dem sie sich selig überließ. Ohne Gewissensbisse. Freilich dachte sie an die Schiffe, die nun bei Dürnstein ohne ihr Licht ihren Weg finden mussten, und sie dachte auch an den Bojenwärter, doch sie hatte ihren Platz nicht leichtsinnig und aus eigenem Antrieb verlassen. Sie war fortgerissen worden. Diese völlig unerwartete Freiheit wollte sie genießen.

Neue Dörfer tauchten auf am Ufer, das Land beiderseits der Ufer wurde flacher, und die Hügel wichen zurück. In einiger Entfernung entdeckte sie auf einem Berg ein weitläufiges Gebäude mit Türmen an den Ecken. Sie betrachtete alles mit Neugier und einer Aufregung, die jeden anderen Gedanken zurückwies. An einem flachen Strand sah sie eine ganze Ansammlung der weißen, flachen, harten Platten, die sie schon kennengelernt hatte. Übereinander geschoben lagen sie dort und mitten unter ihnen sah sie eine rote Boje.

„Komm mit, Kamerad“, rief sie übermütig, „die Strömung lässt mich nicht zu dir – also komm du zu mir. Wir wollen doch sehen, wie es weiter unten aussieht.“

Eine neue Stadt tauchte auf, eine große. Sie lag direkt am Ufer und sie konnte sich kaum sattsehen an all den Häusern und Torbögen und Türmen. Auch hier standen überall geschmückte Bäume und Girlanden hingen an den Häusern.

Breit war der Strom und langsamer floss er, und mit der Zeit trieb sie immer weiter dem Ufer zu. Es war schon Nachmittag, als ihr eine weitere Biegung die Sicht versperrte. Eine kurze Landzunge ragte in das Flussbett und als sie näher kam, sah sie am Strand rote Bojen auf dem eisigen Schotterbett liegen. Die Aufregung, die sie erfasste, war unbeschreiblich. Sie hielt ganz still und hoffte inständig, dass die Strömung sie zu ihnen führte. Näher und näher kam sie. Sie konnte ihre Kameraden schon deutlich erkennen. Sie sahen genauso aus wie sie. Genauso rot, genauso dick um die Mitte. Ein Gefühl von Zugehörigkeit machte sich in ihr breit, von Sehnsucht nach der Gesellschaft Gleichartiger. Die Vorfreude ließ sie beben. Schließlich strandete sie im seichten Wasser nicht weit von ihnen. Die Wellen schoben sie

ein wenig über die Steine, aber sie hatten zu wenig Kraft, um sie bis zu ihnen zu tragen.

Es dämmerte schon, da sah sie einen Mann und ein Kind auf sich zukommen. Der Bub trug eine rote Mütze auf dem Kopf, deren Zipfel über seine Schulter herabhing. Er kam als erster bei ihr an und legte seine Hand auf ihren dicken Leib.

„Papa – schau, eine Boje. Ganz alleine. Wie ist sie nur von den anderen Bojen hierher ans Wasser gekommen?“

„Ich glaube nicht, dass sie bei den anderen gelegen ist“, antwortete sein Vater nachdenklich. „Ich glaube, sie ist die Donau herunter gekommen und hier angerieben worden. Schau doch, sie ist ziemlich zerkratzt – der Lack ist an vielen Stellen ab.“

„Aber, warum denn?“, fragte das Kind.

„Das weiß ich nicht“, sagte der Vater, „komm, wir schieben sie zu den anderen.“

Die Boje hatte auf ihrer Reise noch gar keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie sie aussah – nach dem Zusammenstoß mit dem Schlepper. Sie hatte sehr wohl gespürt, dass das Schiff an ihrer Oberfläche gerieben und geschabt hatte. Nun schämte sie sich ein wenig und fragte sich, was wohl die anderen Bojen von ihr halten mochten. Trotzdem war sie glücklich über die Möglichkeit, den anderen näher zu kommen.

Sie machte sich so leicht wie nur irgend möglich, dennoch war es für den Mann und das Kind offenbar eine große Mühe, sie zu bewegen. Ein anderer Mann, der gerade mit seinem Hund des Weges kam, half schließlich mit, und sie schleiften sie über den Schotter bis zu ihren Kameraden. Sie lehnten sie an, sodass sie aufrecht auf den Steinen lag. Nun konnte sie erkennen,

dass auch sie nicht mehr neu waren und Kratzer und Dellen hatten. Sie war erleichtert.

Die beiden Männer unterhielten sich darüber, wie es wohl dazu gekommen war, dass sie hier angeschwemmt worden war und der Hund, der sie beschnupperte, benutzte den unbeobachteten Moment, um sein Bein an ihr zu heben.

Es störte sie nicht – sie war viel zu glücklich, endlich andere Bojen gefunden zu haben. Sobald die Menschen fort waren, würden sie sich unterhalten und einander von ihren Abenteuern erzählen können. Das würde ein wunderbarer Abend werden. Die Einsamkeit hatte ein Ende.

„Komm, Tommi, wir gehen“, rief der Mann seinem Sohn zu. „Es wird Zeit – heute ist doch Heiliger Abend.“

Er streckte ihm die Hand hin.

„Papa – schau! Ein Schlepper!“, rief das Kind da aus und machte einen Schritt auf das Wasser zu. Es deutete mit der Hand den Fluss hinauf und wirklich, da kam das lange Schiff langsam und gemächlich daher – in der Mitte des Stromes diesmal, wie es sich gehörte. An seiner höchsten Stelle prangte ein Baum mit vielen bunten Lichtern.

Das musste der Schlepper sein, der sie befreit hatte – es konnte gar nicht anders sein.

„Ich danke dir!“, rief sie zu ihm hinüber. „Ich danke dir von Herzen! Du hast mir meinen größten Wunsch erfüllt. Viel Glück auf deiner Fahrt!“

Im schwindenden Licht sah sie, dass Männer auf dem Deck unter dem Lichtenbaum standen. Sie winkten zum Ufer her. „Frohe Weihnachten!“

„Frohe Weihnachten!“, rief der Mann zurück, und der Bub winkte und stimmte mit ein mit seiner hellen Stimme: „Frohe Weihnachten!“

In diesem Moment fühlte die Boje das bekannte Kribbeln in ihrem Leib und sie begann zu leuchten.

„Papa – die Boje leuchtet!“, rief das Kind aufgeregt und trat ganz nah an sie heran.

„Ja, sie funktioniert noch“, meinte der Vater. „Aber wir – wir gehen jetzt.“

Das Kind jedoch nahm seine rote Mütze vom Kopf und stülpte sie über die leuchtende Spitze der Boje. Ihr Licht war nun rot und festlich.

„Sieht viel schöner aus so“, sagte der Bub, „jetzt ist sie eine Weihnachts-Boje.“

Der Vater lachte und zog seinem Sohn die Kapuze über den Kopf. „Komm jetzt.“

Dann gingen sie fort.

Ruhe kehrte ein auf dem Schotterbett. Nach diesem aufregenden Tag fühlte sich die Boje angekommen. Sie dachte an die Männer auf dem Schlepper unter dem bunt leuchtenden Baum. Ob sie wussten, dass sie ihr durch ihr Missgeschick diese Reise ermöglicht hatten? Sie hatten den Menschen am Ufer etwas zugerufen, und die hatten geantwortet. Das hatte sie nie zuvor beobachtet. Sie wusste nicht, was die Worte bedeuteten, aber es hatte freudig von beiden Seiten geklungen. Sie alle schienen diesen Abend zu feiern.

Die Nacht legte langsam ihre Dunkelheit über das Land. In dem Bewusstsein, dass es ihr rotes Licht war, das sanft die Steine auf der einen Seite und die Bojen neben ihr auf der anderen beleuchtete, war ihr nach Feiern zumute. Sie war wieder in Gesellschaft anderer Bojen, und das war mehr, als sie zu hoffen gewagt hatte. Für einen Moment fiel ihr der Bojenwärter ein, und sie fragte sich, ob er wohl kommen würde, um sie auf ihren Platz zwischen den beiden Flussbiegungen bei

Dürnstein zurückzubringen, doch sie verschob den Gedanken.

Diese Nacht war ganz besonders und würde ihnen gehören. Dieser Gedanke versetzte sie in Hochstimmung.

„Hey, Kameraden“, wandte sie sich fröhlich den anderen zu, „schön, dass ihr auf mich gewartet habt mit dem Feiern!“

*

Edith Pipelka, geboren 1953 in Wien, schreibt unter ihrem Mädchennamen Edi Goller.

Schon als Kind erzählte sie fantasievolle und magische Geschichten, später veröffentlichte sie Kurzgeschichten in Illustrierten. Auch die Arbeit im Betrieb ihres Vaters und die Gründung ihrer eigenen Familie konnten sie nicht dauerhaft vom Schreiben abhalten.

Derzeit arbeitet sie an zwei weiteren Romanen und schreibt Gedichte und Kurzgeschichten.

Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Klosterneuburg.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien